

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

sehen Sie sich diese Zeichnung an. Sie ist grandios, und sie ist von Barbara Henniger. Gezeichnet hat sie unsere heutige Preisträgerin für die Satirezeitschrift „Eulenspiegel“. Wir müssen ergänzen: für die Ost-Berliner oder wenn Sie es lieber anders und offiziös-ostdeutscher hören wollen: die Berlin-Hauptstadt-der-DDRische Satirezeitschrift „Eulenspiegel“. Die Zeichnung stammt aus dem Jahr 1979 und entstand damit am Ende einer Dekade, die die Träume in der DDR auf eine Lockerung des Regimes erst geweckt und dann begraben hatte. Es war das Jahr des dreißigjährigen Republikgeburtstages und der Schlusspunkt der gesellschaftlichen Tauwetterperiode, die acht Jahre zuvor mit der Ablösung von Walter Ulbricht durch Erich Honecker als Erster Sekretär der SED und damit faktischer Staatschef der DDR angebrochen schien. Die Euphorie unter systemtreuen Bürgern über die Verjüngung der verkrusteten Führungsschicht, die in Honecker, dem Gründer und langjährigen Vorsitzenden der FDJ, geradezu prototypisch verkörpert schien, wurde deutlich in einer Karikatur, die Barbara Henniger 1976 anlässlich des X. Parteitags der SED gezeichnet hatte. Darauf strömen in typische FDJ-Blauhemden gekleidete junge Leute zum erst kürzlich fertiggestellten Palast der Republik, den gerade eine große Gruppe weißhaariger Delegierter zufrieden verlässt. Die Hinweistafel auf den Parteitag wird sichtbar in „I. Parlament“ abgeändert, und eine abziehende Delegierte, die als einzige jugendlich gezeichnet ist, stellt erfreut fest: „Unsere Nachfolgekandidaten nehmen die Tagesordnung auf!“ Das war eine staatstragende Karikatur, aber sie drückte auch einen neuen Optimismus aus, der damals selbst nachdenkliche Köpfe erfasste.

Barbara Henniger, Jahrgang 1938, zählte zu dieser Gruppe. Sie beobachtete die gesellschaftliche Entwicklung in der DDR aufmerksam, denn sie war ausgebildete Journalistin. 1959 hatte sie in ihrer Heimatstadt Dresden ein Volontariat beim „Sächsischen Tageblatt“ angetreten, einer vergleichsweise

unideologischen Adresse, weil das die regionale Parteizeitung der LDPD war, die gemeinsam mit drei anderen politischen Organisationen als sogenannte „Blockparteien“ neben der SED zur Volkskammer-Wahl zugelassen war. In ihren Presseorganen entfiel deshalb die unmittelbare Kontrolle durch die SED-Kader, und es konnten abweichende Meinungen vertreten werden, natürlich nur, sofern sie nicht den Grundsätzen der DDR widersprachen. Barbara Henniger schrieb bis 1967 als Lokalberichterstatteerin für das „Sächsische Tageblatt“ und machte sich erst danach als Karikaturistin selbständig – auf Anregung der Redaktion des „Eulenspiegels“, die einzelne Zeichnungen der Journalistin gesehen hatte, die diese nebenher für ihre Zeitung angefertigt hatte. Zum Selbstverständnis des „Eulenspiegels“ als einziger zugelassener Satirezeitschrift in der DDR gehörte es, dass er die besten Karikaturisten des Landes beschäftigen wollte, und in der damals Neunundzwanzigjährigen erkannten die Mitarbeiter eine davon.

Der „Eulenspiegel“ erschien seit 1954, dem Annus mirabilis der DDR, als die SED nach Stalins Tod im Vorjahr und unter dem Eindruck des Arbeiteraufstands vom 17. Juni 1953 kurzfristig eine liberalere Kulturpolitik verfolgte und Unterhaltungsformen, die bislang als kapitalistisch-dekadent gegolten hatten, wie etwa Kabarett, Illustrierte oder Comics, nun zuließ. Aber sehr schnell wurden die hoffnungsfrohen Humoristen wieder vom Ernst der Politik eingeholt. In der DDR galt schon von 1956 an, als das Zentralkomitee der SED das Prinzip der „parteilichen Satire“ verbindlich vorschrieb, weil der Aufbau des Sozialismus „niemals eine Quelle der Komik und Lächerlichkeit sein“ dürfe, ein unausgesprochenes Verbot von individuellen Personendarstellungen in Karikaturen, sofern es sich bei den Dargestellten um sozialistische Prominenz handelte. Damit entfiel just jenes Thema, das die Karikatur historisch erst als eigenständige Form hatte entstehen lassen: das verzerrende Porträt. Nur in der Auseinandersetzung mit dem Westen war sie weiterhin erlaubt. Aber dadurch entwickelte sich in der DDR eine andere Art

von Karikatur, die vor allem auf allegorische Motive setzte – und auf die kulturelle Bildung des Publikums. Das musste eine kluge Frau wie Barbara Henniger verlocken, als man ihr 1967 vorschlug, die Schreib- mit der Zeichenfeder zu vertauschen.

Wobei ihre Kündigung beim „Sächsischen Tageblatt“ und der Umzug aus Dresden in den Berlin benachbarten Ort Strausberg zunächst aus privaten, nicht aus publizistischen Gründen erfolgte, doch ein Jahr später debütierte Barbara Henniger dann tatsächlich im „Eulenspiegel“. Es war das Annus horribilis der DDR. Mit dem Einmarsch der Truppen des Warschauer Pakts, darunter auch ostdeutsche Verbände, in die Tschechoslowakei wurde der „Prager Frühling“ gewaltsam beendet und die Hoffnung auf einen reformierbaren Sozialismus zerstört. Die Karikaturisten auf der Ostseite des Eisernen Vorhangs zogen sich auf unpolitische oder systemkonforme Themen zurück, und auch Barbara Henniger lieferte in ihren ersten Jahren für den „Eulenspiegel“ eher Humorzeichnungen als Karikaturen. 1973 aber wurde sie vertraglich an die Zeitschrift gebunden, und fortan kam sie regelmäßig in den Genuss von internen Informationen über die vorgeschriebene politische Linie, was ihr wiederum ermöglichte, abseits davon eigene Akzente zu setzen. Das einzig Gute an Zensur ist ja, dass sie nie alle Eventualitäten berücksichtigen kann, wenn sie ein generelles Verbot vermeiden möchte. In die Lücken der politischen Direktiven stieß Barbara Henniger vor.

Zum Beispiel mit dieser Zeichnung: Der Theatersaal ist voller Clowns, die doch eigentlich auf die Bühne gehören. Kein Wunder, dass Prinz Hamlet, auf der Zeichnung leicht zu identifizieren an Krone, Degen, Totenkopf, zögert, vor den Vorhang zu treten. Nicht, weil er ja per se ein großer Zauderer ist, sondern weil dem großen Tragöden, der ihn spielt, vorm Auftritt vor lauter Komödianten erkennbar graut. Hamlet ist der einzig Ernste auf dem Bild, selbst der Totenschädel grinst – ein Memento Humori können wir das Bild nennen. Und ist es Zufall, dass der Vorhang rot ist, hinter dem sich Hamlet nicht hervortraut?

Natürlich nicht in einer satirischen Zeichnung aus der DDR: In einem Staat mit Humor-Vorzensur, wie sie für den „Euenspiegel“ galt, war gar nichts Zufall. Barbara Henniger provozierte hier bewusst die Starschauspieler der ostdeutschen Polittragödie: Etwas war faul im Staate DDR. Hätte Barbara Henniger ihrem Hamlet eine Denkblase gegönnt, dann hätte diese wohl gelautet: „Hier stehe ich. Wie kann ich anders?“

In diesem Jahr – 2017, nicht 1979 – haben wir häufiger als wohl jedes andere berühmte Zitat des deutschen Sprachschatzes das Original des gerade variierten Satzes gehört. Es ging dessen Urheber in Worms, wo er ihn sprach – wir im Kernland der Reformation wissen das alle –, dabei nicht nur um Standhaftigkeit, sondern auch um Ehrlichkeit. Das sind beides Tugenden, die der Karikatur genauso gut anstehen wie einem Reformator. Barbara Henniger hat danach vor 1989 gehandelt und auch später, und in beiden Situationen war das nicht einfach. Dass sie als eine von wenigen DDR-Karikaturisten im wiedervereinigten Deutschland genauso reüssiert hat wie zuvor, verdankt sich ihrer Respektlosigkeit vor Fürstenthronen: Sie schaut nicht danach, wer darauf sitzt, sondern empfindet das Möbel als solches grotesk und macht es deshalb zum Gegenstand von gezeichneten Grotesken. Dort sitzt sie, achtundsiebzig Jahre alt, und kann noch immer nicht anders.

Und doch drückt sich in dem berühmten Luther-Satz auch Angst aus, nämlich davor, angesichts der eigenen Überzeugung nicht das tun zu können, was das Menschlich-Allzumenschlichste in heikler Situation genannt werden kann: im eigenen Interesse Kompromisse einzugehen. Luther machte keine, weil es für ihn ein höheres Interesse gab als das eigene, und auch das ist eine Abwägung, die für Karikaturisten genauso gilt. Sie verteidigen mit ihrer Arbeit Presse- und Meinungsfreiheit, bisweilen gar mit ihrem Leben.

Diese Verleihung des e.o.plauen-Preises ist die erste nach den Attentaten auf „Charlie Hebdo“. Als wir vor drei Jahren Wolf Erlbruch feierten, schien es noch undenkbar, dass es auch bei uns wieder um Leben und Tod fürs Spotten gehen

könnte – so wie es Erich Ohser alias e.o.plauen im „Dritten Reich“ ergangen war; das Resultat ist bekannt. Kurt Westergaard, der dänische Zeichner der bekannten Mohammed-Karikatur mit der Bombe als Turban aus dem Jahr 2005, war zwar fünf Jahre später im eigenen Haus von einem islamistischen Rächer heimgesucht worden, doch er hatte diesen Axt-Angriff überlebt. Barbara Henniger hatte schon zuvor geahnt, was ihrer Zunft bevorstand. Als der „Eulenspiegel“-Kollege Reiner Schwalm 2007 seinen sechzigsten Geburtstag feierte, zeichnete sie ihm dieses Bild, in dem schon der ganze Schlamassel sichtbar wird, in dem Karikaturisten heute stecken. Es gibt derzeit keinen guten Grund für sie zu lachen. Umso mehr sehen sie es als ihre Aufgabe an, andere dazu zu bringen.

Barbara Henniger hat als Zeichnerin kein sonniges Gemüt, ihr Humor ist tiefschwarz. Der Laternenzug zu Halloween, gezeichnet vor mehr als einem Jahrzehnt, hält alle Schrecken parat, die unsere damalige deutsche Gegenwart zu bieten hatte (und von denen wir das meiste leider bis heute nicht losgeworden sind): von oben links nach unten rechts Neonazis, Sexualstraftäter, Rinderwahnsinn, Autoraser, Kriegseinsatz, Kampfhunde, Luftverpestung, Atomkraft und Umweltverschmutzung. All das leuchtet wie ein buntes Feuerwerk in dunkler Nacht über einer kleinen Kinderschar. Barbara Henniger ist eine große Allegorikerin. Und eine große Allergikerin, die auf all das, was sie hier als Schreckgespenster zeichnet, als politische Persönlichkeit und karikierende Künstlerin sehr empfindlich reagiert. Für dieses feine Sensorium, aus dem dann deftige gezeichnete Anklagen erwachsen, wird sie heute hier in Plauen ausgezeichnet.

Wie für alle guten Karikaturisten gilt auch für Barbara Henniger: Sie ist keine Ja-Sagerin. Wenn sie sich mit einer der in dieser Zeichnung für ein Programmheft des Berliner (Ost-Berliner natürlich oder eben Berlin-Hauptstadt-der-DDRischen) Kabarets „Distel“ aus dem Jahr 1988 dargestellten Figuren indentifizieren würde, dann gewiss mit der, die das Schild mit der Aufschrift

„Warum?“ trägt. Es ist als Einziges rot geschrieben, und mit solchen kleinen Tricks konnte man sich gegen den Vorwurf von Systemkritik verteidigen: Der gezeichnete Zweifler könnte ja für das kritische Bewusstsein der Partei stehen. Und noch gab es keine Leipziger Montagsdemonstrationen oder Plauener Protestkundgebungen wie die vom 7. Oktober 1989. Barbara Henniger sah jedoch abermals voraus, was geschehen würde. Das „Distel“-Kabarettprogramm mit dem Titel „Keine Mündigkeit vorschützen“ wurde übrigens noch im selben Jahr verboten.

Wenn im Vorfeld dieses Abends über etwas außer der Karikaturenqualität unserer Preisträgerin gesprochen wurde, dann darüber, dass Barbara Henniger die erste Frau ist, die den e.o.plauen-Preis erhält. Nun könnte man einwenden, daß wir doch mit Anke Feuchtenberger, Line Hoven, Renate Wacker und zuletzt erst Anna Haifisch schon vier Plauen-Preisträgerinnen hatten, aber in der Tat wurde ihnen allen nicht der 1995 begründete Haupt-, sondern der erst 1997 ergänzte Förderpreis verliehen. Wobei man sagen muss, dass das Kriterium für dessen Verleihung ja nicht nur das bereits erreichte Können auf dem Gebiet der Zeichenkunst ist, sondern auch die Vermutung, dass vom Preisträger noch einiges zu erwarten sein dürfte. Demnach hätten wir auch Barbara Henniger guten Gewissens den e.o.plauen-Förderpreis verleihen können. Denn auch wenn sie aufs achtzigste Lebensjahr zugeht, ist sie unverändert aktiv. Und es ist nicht gewagt zu prognostizieren, dass sie es bleiben wird.

Aber angesichts einer bis 1967, also mittlerweile ein halbes Jahrhundert zurückreichenden Tätigkeit als Karikaturistin und das auch noch in zwei denkbar gegensätzlichen politischen Systemen – eine Gemeinsamkeit mit e.o.plauen, dem Namensgeber unseres Preises, der erst in der Weimarer Republik erfolgreich war und dann im „Dritten Reich“ – darf man wohl doch allmählich von einer Lebensleistung sprechen, auch wenn die Karriere von Barbara Henniger noch viele Höhepunkte vor sich haben dürfte. Diese Lebensleistung würdigen wir mit dem e.o.plauen-Preis auch.

Und diese Lebensleistung wurde – und ich wähle die Formulierung bewusst – nicht zuletzt ihrem Dasein als Frau abgetrotzt. Denn nicht nur war sie die einzige allgemein bekannte Karikaturistin der DDR, auch in der Bundesrepublik ist sie nach dem Tod von Marie Marcks die gesamtdeutsche Doyenne in ihrem Fach, und von den Kolleginnen kann es an Bekanntheit wohl nur Franziska Becker mit ihr aufnehmen. In diesem Metier hatten und haben es Frauen schwer, weil es so wenig historische Vorbilder gab – und eben auch so wenige zeitgenössische gibt. Außer Barbara Henniger. Und dabei hatte sie das zusätzliche Problem, kurz vor Beginn ihrer Karikaturistinnenkarriere Mutter geworden zu sein. Man möchte mit dem Titel einer humoristischen Serie von e.o.plauen achselzuckend sagen: „So ist das Leben!“, aber das Leben ist in diesem Fall nur für Frauen so schwierig, auch das ein Grund für die männliche Dominanz in einem Beruf, der mehr weibliche Blicke bitter nötig hat. Barbara Henniger indes beherzigte, was hier auf dem von Erich Ohser selbst aus der Zeitung geschnittenen und auf der Rückseite seiner Originalzeichnung aufgeklebten Begleittext zu lesen ist: „Man muss das Leben eben nehmen, wie das Leben eben ist.“

Und weil sie das tat, machte sie daraus auch einen Gegenstand ihrer Karikaturenkomik, schon (und gerade) in der DDR, die doch so sehr damit protzte, die vollständige Gleichstellung der Frau bereits durchgesetzt zu haben. Hier haben wir dafür ein wunderbares Beispiel aus dem Jahr 1982. Vordergründig ist es die brillante Karikatur der großen deutschen Meisterschaft im Unter-den-Teppich-Kehren, die hier ganz buchstäblich als sportlicher Wettbewerb mit drei Gewinnern inszeniert wird. Ein besonderer Witz aber entsteht hintergründig dadurch, dass die am Wettkampf beteiligte Dame nur Dritte geworden ist: Die beiden erfolgreicherer Herren sehen gerade deshalb so komisch aus, weil man sich Männer mit Besen in der Hand nicht gut vorstellen konnte. Und wohl immer noch nicht kann oder will. Interessant übrigens, dass Barbara Henniger hier auch noch eine kleine Hommage eingearbeitet zu haben

scheint: Der Sieger in der Mitte könnte mit seiner ansonsten für sie untypischen, aber umso markanteren Nase vom „Eulenspiegel“-Kollegen Heinz Jankofsky gezeichnet worden sein.

Drei Jahre früher hatte Barbara Henniger in der Satirezeitschrift eine Karikatur publiziert, die zu meinen Lieblingsblättern gehört, nicht nur betreffs ihres eigenen Werks, sondern im Gesamtkontext der Geschichte des Genres. „Notruf“ ist in vielerlei Hinsicht eine exemplarische Karikatur. Zunächst enthält sie keinen direkten Hinweis auf ihren Schauplatz. Ob sich die Fabrik, auf deren Telefonliste für den Notfall neben Polizei, Feuerwehr und Rotem Kreuz auch Rentner Krause steht, in Ost- oder Westdeutschland befindet, ist an den Nummern selbst nicht zu erkennen, denn die Notrufe waren in beiden deutschen Staaten identisch. Der rauchende Schornstein im Hof aber verweist ebenso auf die DDR – kapitalistische Produktionsanlagen wurden in DDR-Karikaturen stereotyp als heruntergekommen dargestellt – wie die äußerst modern wirkende Bohrmaschine – sozialistische Fabrikation hatte fortschrittlich zu sein. Der saubere Arbeitsplatz, die offenbar wenig personalintensive Fertigung – wir sind 1979 in der Phase, in der Honecker eine stärkere Automatisierung in den Betrieben forderte –, alles passt zur gängigen Präsentation der DDR-Wirtschaft als Musterökonomie. Dass dann im Notfall aber der frühere Mitarbeiter Krause aus dem Ruhestand geholt werden muss, zeigt, dass sich seit dessen Verrentung gar nichts geändert hat. Und schlimmer: Die jetzigen Arbeiter beherrschen die Technik gar nicht mehr, es geht nur noch mit den Alten weiter. Drei Jahre nach ihrer anfangs erwähnten frohgemuten Zeichnung zum X. Parteitag ist bei Barbara Henniger eine große Desillusionierung festzustellen, was die Folgen der durchgeführten Verjüngung des Staates angeht. Insofern ist „Notruf“ eine durch und durch politische Karikatur.

1977 war ein Politbüro-Beschluss erfolgt, der das besondere Augenmerk der gesamten Gesellschaft auf „schlechte Arbeitsmoral, Vergeudung von Volkseigentum, Selbstzufriedenheit, Egoismus, Schönfärberei“ lenken sollte,



und das ließen sich Karikaturisten wie Barbara Henniger nicht zweimal sagen. Der Betrieb wurde unter dem Deckmantel einer Kritik an individuellem Fehlverhalten oder kleininstitutioneller Schlamperei zum Stellvertreter des Staates in ihren Bildern. So auch hier: Der modern wirkende Elektrobohrer erweist sich als Anachronismus, denn er steht still, und das im Vergleich mit den wuchtig-eckigen Formen der Maschine nostalgisch-heimelig anmutende Telefon bietet die einzige Hoffnung, den Stillstand über einen Anruf bei Rentner Krause wieder zu beheben. Sein Name ist als einziger Kontakt rot hervorgehoben – wieder das listige Spiel mit der politischen Signalfarbe –, und die fünfstellige Individualrufnummer wirkt wie ein Hohn auf die staatlich sanktionierten anderen drei Instanzen, die allesamt keine Hilfe bei dem leisten können, worauf es in der Produktion wirklich ankommt: Kompetenz und Arbeitseinsatz.

Aber auch die Freizeit war vor Barbara Hennigers Witz nicht sicher. Hier sehen wir eine Zeichnung von 1981, die uns auf einen Familienausflug mitnimmt. Eine wunderbar ausgeführte Szene, zu der ein Text gehört, der wiedergibt, was die Mutter ihren eher gelangweilt wirkenden Kindern erklärt: „Es gibt noch so manches Fleckchen Erde in unserer schönen Heimat, das unser Fuß nie betreten hat.“ Ein fulminanter Kommentar zur fortschrittsbesoffenen Gesellschaft, die sich in romantischen Träumereien von Natur und Wanderlust ergeht, während sie munter im Auto dahinbraust, ohne auch nur einen Blick auf die ganz besonders lieblich inszenierte Natur zu werfen. Vielmehr ist die bürgerliche Häuslichkeit auch im sozialistischen Kraftfahrzeug festes Accessoire: von der gehäkelten Klopapierrollenhülle bis zum Sofakissen. Doch am allerbesten gefällt mir, dass Barbara Henniger – und ich wüsste gerne, ob bewusst oder unbewusst – hier das Gegenstück, das Interieur, zu einem der berühmtesten Gemälde der DDR gezeichnet hat, nämlich zu Wolfgang Mattheuers „Hinter den sieben Bergen“ aus dem Jahr 1973, das heute im Museum der Bildenden Künste in Leipzig hängt. Es ist, als würde uns Hennigers

Karikatur den Blick in das durch eine ähnlich idyllische Hügellandschaft eilende Auto gestatten, den uns Mattheuer verwehrt.

Wundern würde es mich nicht. Barbara Henniger liebt gelehrte Anspielungen, und in der DDR durfte sie auf ein Publikum setzen, das nicht nur zwischen den Zeilen, sondern auch zwischen den Linien zu lesen verstand. Wenn sie heute ein berühmtes Werk der Kunstgeschichte parodiert, dann muss sie meist verbale Hilfestellung leisten, wobei im Begriff „Voltatreidler“ natürlich ein zusätzlicher Witz liegt. Aber ob ihr heutiges westdeutsches Publikum genauso selbstverständlich erkennt, dass hier Ilja Repins „Wolgatreidler“ die Folie abgeben, wie das die ostdeutschen Leser zweifellos tun, die dieses in Sankt Petersburg aufbewahrte sozialkritische Meisterwerk aus dem Zarenreich oft zu Gesicht bekamen, wage ich zu bezweifeln. Bei Jean-Étienne Liotards „Schokoladenmädchen“, einem der beliebtesten Bilder der Galerie Alte Meister in Dresden, mag das schon eher der Fall sein. In der Hennigerschen Fassung, die auch das Titelmotiv für das Falblatt zum heutigen Abend und zur morgigen Ausstellungseröffnung der Preisträgerin darstellt, gibt es jedenfalls keinen verbalen Hinweis auf das Vorbild. Man muss schon bemerken, dass diese stolze Hausbedienstete, die mit dem Serviertablett auch die weibliche Unterordnung sausen lässt, in jedem Detail das Liotardsche Pastell zitiert.

Hier ergibt sich eine schöne Seelenverwandtschaft mit e.o.plauen, der für die „Berliner Illustrierte“ auch einmal eine berühmte Figur der Kunstgeschichte gezeichnet hat, die aus ihrer gewohnten Rolle fällt. Bei ihm ist es der heilige Georg als Brunnenfigur, die sich des Nachts vom anstrengenden Posieren des Tages erholt hat, sich dann bei Anbruch der Morgendämmerung gemeinsam mit dem gleichfalls müden Drachen frisch macht, um pünktlich zu Sonnenaufgang wieder in klassischer Positur zur Bewunderung bereitzustehen. Es ist eines der lebenswertesten Blätter, die Erich Ohser abseits seiner „Vater und Sohn“-Serie gezeichnet hat. Und es ist ein schönes Beispiel für seine konkurrenzlose Meisterschaft im wortlosen Erzählen über mehrere Bilder hinweg.

Wobei er darin so ganz konkurrenzlos denn doch nicht ist, denn auch Barbara Henniger hat diesbezüglich einiges zu bieten. Zum Beispiel eine Bildsequenz, die männlichen Trennungsschmerz und Wiedersehensfreude ins rechte Licht rückt und gleichzeitig – 1982 ist sie entstanden – auch die geradezu närrische Liebe zum meist nach jahrelangem Warten erworbenen Trabant. Auch darin liegt ein überdeutlicher Kommentar zum Geschlechterverhältnis, und man kann sich die Zufriedenheit vorstellen, mit der Barbara Henniger im Jahr 2009, als Hillary Clinton amerikanische Außenministerin wurde, ihre wohl boshafte Karikatur gezeichnet hat: ein veritables Stück Geschlechtergerechtigkeit im Schlechten. Da genießt die Politikerin jene sexuellen Früchte der Macht, von denen ihr Gatte, dessen Porträt umgestürzt auf dem Schreibtisch liegt, als Präsident zuvor bereits eifrig genascht hatte.

Ja, Barbara Henniger kann sehr boshaft sein. Etwa im Herbst 1989 gleich nach der Grenzöffnung, als sie eine andere Frucht, die damals zum Synonym für den Konsumrausch ihrer DDR-Mitbürger geworden war, zum Auslöser einer erstaunlichen Mutation nach dem Grenzübertritt in den Westen werden ließ. Vor der Rückkehr aus West-Berlin hat sich der brave Mann zum Affen gemacht.

Für die gesellschaftlichen Verhältnisse nach der Wiedervereinigung hat Henniger unvergessliche Bilder gefunden wie dieses hier: Auf die Markenpullover seiner modebewussten oder einfach nur luxuskonsumhörigen Angestellten hat ein Arbeitgeber sein Konterfei gemalt – aber als fröhliche Gestalt, obwohl man den Mienen der Abtretenden mindestens so gut ablesen kann wie dem verhärmten Antlitz des Chefs selbst, was das für eine Propagandalüge ist. Es ist ja nicht so, will diese Zeichnung zeigen, dass im Kapitalismus viel weniger gelogen und geschönt würde als im Sozialismus.

Ja, Barbara Henniger zeigt wie alle ihre Zunftkollegen vor allem die schwarze Seite unserer selbst, wobei sie dadurch nicht zur Zynikerin geworden ist. Und nicht zur Pessimistin – ganz anders als manche ihrer Figuren wie etwa diese Dame, die gar nicht genug Schlösser und Verklebungen an ihrer Wohnungstür

hat anbringen können und dann trotzdem in ihre eh schon graue Isolation – Mäntel, Möbel, Hüte – die dunkle Zukunft einsickern sieht. Während doch gleich nebenan im anderen Teil der Wohnung das bunte Leben auf sie wartete, symbolisiert durch den farbenprächtigen Läufer im Gang und den im strahlend gelben Licht sitzenden Leser im Nachbarzimmer. Doch wer sich so verrannt und verrammelt hat, der sieht das Leben um sich gar nicht mehr.

Wie frohgemut und lebenszugewandt dagegen unsere Preisträgerin sein kann, das zeigt diese Bildergeschichte, die einen Taschendieb als mitleidigen Menschenfreund zeigt, der das stibitzte leere Portemonnaie erst einmal füllt, bevor er es zurückgibt. Da beweist sie die auch für e.o.plauen so typische Sympathie, die erst wahre Karikaturenkunst ermöglicht. Wer sich mit den Schattenseiten der Gesellschaft beschäftigt, muss die Sonne wenigstens im Herzen haben. Es hat den Reiz von „Vater und Sohn“ ausgemacht, dass man das stets gespürt hat, selbst in skeptischen Episoden wie dieser, die den Vater als leichtfertig vorführt, weil er beim Kinderspiel alle seine Knöpfe einsetzt und verliert. Die Sonne im Hintergrund ist dabei nicht nur zeichnerisches Mittel, um die lange Handlungszeit zu verdeutlichen, die es braucht, um den Vater alles verspielen zu lassen, sondern auch ein heimliches Zeichen, dass es Wichtigeres im Leben gibt als materielle Werte.

Rückgrat etwa. Und Zivilcourage. Beides hat Barbara Henniger. Und beides haben auch immer wieder ihre Figuren. Sie erinnern uns daran, was es zu verteidigen gilt, auch gegen scheinbar übermächtige Institutionen. Wobei der kleine Mann mit Hund nicht notwendig ein Held sein muss; sein angemeldeter Eigenbedarf zitiert ja eine umstrittene Vermieterformulierung, die meist dazu dienen soll, das Haus leer zu bekommen. In einer Woche wählen wir, um dieses Haus wieder voll zu bekommen. Das ist eine Form von Eigenbedarf der Demokratie. Wessen sie noch bedarf, das sind Karikaturisten wie Barbara Henniger. Herzlichen Glückwunsch zum e.o.plauen-Preis 2017. Gleich geht es auf die Bühne, dann stehen Sie hier. Sie können gar nicht anders.